Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 35

Artikel: Joggelis Sense [Fortsetzung]

Autor: Marti, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 35 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 30. August 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Regentage.

Von Hermann Hesse.

Der scheue Blick an allen Enden
Stößt sich an grauen Wänden,
Und „Sonne" ist nur noch ein leeres Wort.
Die Bäume stehn und frieren naß und nackt,
Die Frauen gehn in Mäntel eingepackt,
Und Regen rauscht unendlich fort und fort.

Einst als ich noch ein Knabe war,
Da stand der Himmel immer blau und klar
Und alle Wolken waren goldgerändert;
Nun seit ich älter bin,
Ist aller Glanz dahin,
Der Regen rauscht, die Welt hat sich verändert.

(„Musik des Einsamen".)

Joggelis Sense.

Erzählung von Ernst Marti. 2

Das also gescholtene Mannli schien nicht auf den Kopf, besonders nicht auf den Mund gefallen zu sein. Mutig gab es zurück: „Du bist immer das gleiche Chäri-Züsi und weißt am Abend selbst nicht mehr, was du am Morgen gestempert hast."

„Am Morgen? Da habe ich Gescheiteres zu tun gehabt, als mit dir zu stürmen."

„Eben, sieh', du weißt es nicht einmal mehr, ich will dir's jetzt sagen. Wüst getan hast du wie eine Wiggle, ich solle dann die Augen auftun und nicht so eins mitbringen wie vor drei Jahren, ein Landfaß, das am Tisch nicht zu füllen und auf dem Feld nicht zu drehen sei."

„Ja, du Benz, du kannst einem das Wort im Maul verdrehen."

Hässig klapperte Züsi mit Pfannen und Deckel, dann rief es scharf gegen die rußige Diele hinauf: „He, Jumpfere, wirst deine paar Hüdeli bald ausgepackt haben. Zum Essen! Wenn's schon eigentlich noch nicht verdient ist."

Die Mahlzeit war kurz: Gründlich abgenommene Milch und Erdäpfel. Das Brot fehlte auf dem Tisch.

Umsonst hatte sich Mädeli nach dem Hungerwinter und dem langen, schlimmen Frühling darauf gefreut, im Ernteplatz wieder einmal von einem rechten Laib ein Stück abschneiden zu können.

Immerhin waren es nicht die Enttäuschungen dieses Abends, die Mädeli stundenlang wach hielten, sondern die Sorgen um Joggeli, der schnell und spurlos verschwunden war. Von seinen Bekannten dort vor dem Kornhaus hatten die einen wissen wollen, er habe ins Huperland (Gegend von Kerzers) gedingt, andere hatten steif und fest behauptet, er werde den Werbern in die Hände gefallen sein.

Der lustige Joggeli mit seiner Handharfe! Am letzten Schafscheid hatte Mädeli mit ihm getanzt. Seitdem hatten sie sich nur wenige Male gesehen, denn das Mädchen wohnte ganz nahe bei der Kirche und der Bursche hinter der Egg, von wo man im Winter gut vier Stunden rechnen mußte. Verschiedene Freiburger Dörfer waren leichter zu erreichen, und allgemein hieß es, Ulis Joggeli fehle an keinem Markt und keiner Kirchweih. Er galt als leichte Haut.

Darum hatte Mädelis Mutter gestern Abend noch der Tochter gehörig zugeredet: „Ulis Junge wird wohl auch in Bern dingen wollen. Daß du ihm ja nicht nachläufst! Je weiter ihr auseinanderkommt, desto lieber ist es mir. Gelt, Mädeli, du machst uns nicht Verdruß?"

An diese Worte hatte sich das Mädchen heute morgen streng gehalten. Es hatte der Mutter gegenüber ein gutes Gewissen und mußte sich jetzt doch mit dem Gedanken quälen: „Wenn ich ein Auge auf ihn geworfen hätte, so wäre er vielleicht nicht gefangen worden... Wo mochte er jetzt sein?" Noch manch liebes Mal studierte Mädeli über diese Frage nach. Es hatte Zeit dazu, weil zunächst ein Landregen einsetzte. Im Hause wurde keine andere Unterhaltung geboten, als das beständige Zanken zwischen den beiden Eheleuten. Der Mann war Weber und saß tagsüber beharrlich an seinem Klapperstuhle; fast ebenso unaufhörlich wie sein Weberschifflein flogen zwischen der Arbeitskammer und der Stube oder Küche die Vorwürfe und Scheltworte hin und her. Nicht selten war Mädeli die Ur-

sache des Haders. Die Frau schnauzte es an, schimpfte über die unnütze Esserin, während ihr der Alte vorhielt, das sei übertrieben und wüst.

Endlich kam ein Abend mit lichtem Himmel, und am andern Morgen hieß es, jetzt müsse der Roggen abgemacht sein. Frühzeitig schon stand die Frau, mit einer Sichel in der Hand, zum Aufbruch bereit und erging sich in anzüglichen Redensarten über die vielen faulen Hunde in der Welt, die nie bereit sein könnten. Der Weber rückte nicht von seinem Platze und ließ sein Schifflein unentwegt hin und her schnellen. Ganz bestürzt merkte Mädeli, daß es mit der Meisterin allein gehen, und deshalb einzig einen ganzen Vormittag lang die Zielscheibe des Keifens sein müsse.

Da geschah aber eine merkwürdige Wandlung. Sobald Züsi einen Scheibenschuß weit von dem Haus, dem Webstuhl, und dem Eheliebsten entfernt war, kam es in eine ganz andere Laune; es schaffte freudig und kraftvoll, hatte weniger zu nörgeln, schien vielmehr mit Wohlgefallen zu merken, daß sich die neue Schnitterin gar nicht dumm stelle.

In der z'Nünipause geschah sogar das Unerhörte, daß die sonst so herbe und bittere Frau heiter zu lachen begann und daß sich ihre Zunge zu einem Bekenntnis löste: „Gelt, Meitschi, du wirst manchmal denken, ich sei ein Böses, ein Hausteufel und... ein Gassenengel. Nein, das nicht, ich gehe nie zu andern Leuten; sobald ich draußen werken kann und mich niemand höhn (zornig) macht, bin ich frein."

Züsis Mienen wurden jetzt nachdenklich, und die Augen verrieten nicht Streitlust, sondern eher etwas von weichmütiger Trauer, die gut zu der nun folgenden Beichte paßte: „Ich komme mit Meinem nicht aus; vielleicht hast du's auch schon gemerkt."

Bei dem Wörtlein „vielleicht" mußte Mädeli krampfhaft das Lachen verbeißen, doch gelang es ihm, mit ordentlicher Andacht weiter zu lauschen.

„Ich habe eine Dummheit gemacht, daß ich ihn genommen habe; er war ein alter Keusi, ledig, er wußte wohl, warum, es hat ihn keine gewollt, und ich bin ein junges Witfraueli gewesen mit einem Buben, den wollten sie mir wegnehmen und verdingen, weil ich einmal keine B'husig finden konnte. Da ist mir der Benz nachgelaufen und hat dem Bubi, dem Kareli, flattieren können, weil er merkte, daß das gut bei mir angehe. So haben wir's zusammen gemacht, und nachher ist er ein wüster Hund von Stiefvater geworden, hat dem Kinde nichts gegönnt. Nun, der Kleine wurde groß und stark, hat dem Alten später auch manchmal den Meister gezeigt. Da gab's noch ganz andern Aufruhr als jetzt. Aber schließlich hatte Benz den Löffel in der Hand, und so hat er mir den Kari vertrieben..."

Jetzt preßte die Frau ihre Schürze vor das knochige Antlitz und brachte unter Schluchzen die Worte hervor: „Fort ist er, ausgewandert, wohin, weiß ich nicht; seit mehr als fünf Jahren weiß ich nichts mehr von ihm."

Gegen Mittag war der Roggen niedergelegt. Die Schnitterinnen gingen nach Hause, Seite an Seite. Es war Mädeli ganz wohl ums Herz in der Luft dieses unverhofften Friedens. Sobald aber Züsi über die Schwelle trat, begann es wieder, Zornesschalen auszugießen. Gellend rief es in die Webkammer: „Hätte gemeint, es käme dir in den Sinn, zu feuern... O der Karli hat das schon so styf gekonnt, als er nicht einmal zehnjährig war."

Dann wandte sich der Grimm gegen Mädeli, das ob dem veränderten Ton ganz zusammenschrak: „Was willst du Maulaffen feilhalten? Es schickt sich denk besser, daß sich die Junge bückt zum Anfeuern, als ich. Mir wäre früher so was in den Sinn gekommen, ohne daß man mich hätte draufstoßen müssen."

Nach einigen Tagen hatte sich Mädeli an das Doppelleben gewöhnt, zu dem es hier gezwungen war: Streit im Hause und Frieden draußen auf dem Felde. Da es mehr am letztern Orte war, schien die Lage erträglich; immerhin zählte es fast die Stunden bis zum Abschluß dieser Dienstzeit. Das Wetter hatte sich jetzt gut gemacht, und früher als gewöhnlich war die Ernte beendigt. So machte Mädeli, wohlweislich auf dem Felde, nicht daheim, den Vorschlag: „Ich könnte eigentlich eine Woche früher gehen, am nächsten Samstag;" aber die Meisterfrau war nicht einverstanden; in gütigem Tone bat sie: „Bleib noch bis am Mittwoch oder Donnerstag; ich sollte waschen, und es grauset mir, alles allein zu machen. Benz schlüge mir nicht einmal einen Stecken ein."

Diesem Wunsch zu widerstehen, brachte das Guggisberger Mädchen nicht übers Herz, so stark sich auch bei ihm das Heimweh regte.

Am folgenden Sonntag wurde in den Bauernhäusern der Umgebung nach zweijährigem Unterbruch wieder einmal Sichleten gefeiert. Freilich geschah dies nicht mit der vormaligen Ueppigkeit. Das neue Korn war noch nicht gedroschen; an den meisten Orten hatte man wider den Brauch alles auf dem Boden und in den Ecken des Fruchtkastens zusammenkratzen müssen, um ein z'Müli gewinnen zu können. Aus diesen Resten gab es nicht gar schöne Züpfen, und der Wein hatte für viele einen unerschwinglichen Preis. Gleichwohl wurde das alte Erntefest mit fröhlicheren Herzen gefeiert, als manchmal während früherer fetter Jahre. Man wußte nach der Zeit des Mißwachses den neu geschenkten Segen des Himmels wieder besser zu schätzen.

Im Weberhäuschen freilich wurde auch an diesem Tage kein neues Lied angestimmt. Es gab zu Mittag blauen Kaffee, Erdäpfel, Salz und böse Worte, punktum.

Am Dienstag in der Frühe nahm der Weber eine Balle Tuch an seinen Dornstecken, den er über die Schulter legte, und ging, verfolgt von wenig liebenswürdigen Abschiedsworten, gegen Bern zu. Sobald er außer Rufweite war, zog Frau Züsi das Register der guten Laune; munter machte sie sich mit ihrer Helferin ans Wäschehängen. „So, jetzt kann das Zeug auch ohne uns plampen", scherzte sie, „heute gibt's keinen Regen; wir wollen es einmal gut haben, weil wir allein sind, und die Sichleten nachholen. Geküchelt muß mir sein, ich tu's nicht anders."

Am Tisch zeigte sie eine neue Liebhaberei; sie fing an, tiefsinnige Gespräche zu führen.

„Hör', Mädeli", predigte sie mit eindringlichem Tone, „halt' nur dein Sichelein in Ehren. Es dünkt mich manchmal, auf allem sei kein Segen mehr, und es gebe einfach

nicht mehr Gewächs wie früher, seit man mit den Sensen in den Kornfeldern herumsäbelt."

„O, das kann ja auf beide Arten gut kommen", warf Mädeli ein.

„Eben nicht, du bist jung und verstehst das noch nicht. Seit so viele Frauen die Sichel aus den Händen lassen, werden sie gar nicht mehr ästimiert wie früher. Geh' einmal hinaus etwa in die Gegend von Hindelbank, wo die neue Mode aufgekommen ist, schau, wie sie dort ernten: Die Männer stracks und gradauf, das Weibervolk muß nachlegen. Das macht den Sürmeln große Köpfe. Die Nahrung für das Unvernünftigste mag man mähen, mit der Sense; aber für die Frucht, aus der unser täglich Brot gemacht wird, schickt sich das nicht. Darum hat meine Mutter das Sprichwort gehabt:

„Korn mähen,
Brot bähen,
Haar pflanzen,
Muß in der Höll' tanzen!"

„Haar pflanzen", bei diesen Worten blickte Züsi scharf auf Mädelis dicke Zöpfe, die sich über die hohe, schmale Stirn wanden, aber diese hellgoldene Fülle war ohne verwerfliche Künste gewachsen.

Einem Scholastiker zum Trotze führte sodann die Webersfrau für ihre Behauptung einen vielfältig belegten Beweis an. Aus der Natur: wie nach dem Neumond, der meistens das gute Erntewetter bringe, am Abendhimmel, den Menschen zum Vorbild, eine Sichel stehe und nicht eine Sense. Aus der Schrift: wie auf dem Felde des Boas zweifellos keine Sense geduldet worden wäre. Des weitern: wie an einem Ort geschrieben stehe, man werde dereinst aus Spießen Sicheln machen. „Sicheln heißt es, und nicht Sensen", betonte Züsi nachdrücklich und spießte gleichzeitig ein Küchli an die Gabel.

Mädeli hörte geduldig zu. Es sagte sich mit seinem geraden Verstand: Segen empfangen, Frieden haben, recht sein und demütig bleiben, all das kann doch nicht davon abhangen, ob man eine Sichel oder eine Sense braucht.

Insoweit irrte es sich, als es die ganze Rede nur als kuriosen persönlichen Einfall der Meisterin betrachtete, und nicht wußte, daß sie von einer Streitfrage sprach, die damals sogar zu gelehrten Abhandlungen Anlaß geboten hatte.

Jedenfalls hielt sich Mädeli klüglich stille; denn die Küchlein waren gut, und es wollte nicht durch Widerspruch bewirken, daß ihm die Platte nicht mehr zugeschoben werde.

Nach der Mahlzeit kramte Züsi im Nebenstübli ein Wandschäftli aus; offenbar fahndete es nach Schätzen, die Benz insgeheim aufbewahren mochte.

So saß die Schnitterin allein auf dem Fensterbänklein und spähte träumerisch durch die runden Scheiben nach dem Brunnentröglein, auf dessen Rand Vögelchen herumhüpften, nach dem treppenartigen Pfad, der den stillen Rain hinunter zu der Talstraße führte.

Endlich gab es eine Unterhaltung. Die Stäpflein herauf schritt ein Mann; von weitem schon war bestimmt zu erkennen, daß es nicht der Hausmeister sei; denn der da nahte, fiel durch hohen Wuchs und jugendlich kraftvolle Haltung auf; sein Gang schien federleicht, obwohl er ein ziemlich umfangreiches Bündel trug.

„Es kommt jemand", rief Mädeli. Einige Sekunden war's, als ob sich ein Wirbelwind erhöbe. Wild zerrte der Spitz an seinem Kettlein; pfeilschnell schoß die Webersfrau aus der Stube. Unter dem rußgeschwärzten Halbbogen der Haustüre blieb sie stehen, preßte beide Hände gegen die Herzgegend, rang nach Atem und stöhnte: „Mein Gott, mein Gott... träume ich?... erscheint mir etwas?... ist, ist er's?... Kari, Kari, mein Kareli!"

In der Stube äußerte die Mutter ihre Lebhaftigkeit durch ein eifriges Fragen: „Ist's möglich, daß du den Heimweg gefunden hast? Alles hat mir gesagt, du kommst allweg nie wieder."

Nun blickte der Junge ganz erstaunt von seinem Küchliteller auf: „Man muß eben den Leuten nicht alles glauben; als ich damals in der Täubi fortlief, zog es mich gleich ein Stück weit, zuerst ins Baselbiet und dann ins Elsaß hinaus, und dort bin ich fünf Jahre lang bei dem gleichen Meister Karrer gewesen."

„O, wenn's nur rechte Leute gewesen sind! Was haben sie dort für einen Glauben?"

„Rechte Leute sind's. Wüthrich heißen sie und sagen, sie seien eigentlich in Trub daheim."

„Was du nicht sagst! Jetzt wohlet's mir!"

Kari erzählte ruhig weiter: „Stille, christliche Leute sind es; ich habe nie gehört, daß sie ein Unartwörtlein gehabt hätten. In mancher Sache waren sie ein wenig übertrieben, und wenn einem ein Flüchlein entwischte, so machte die Meisterin eine Gränne, wie wenn sie von einer Wespe gestochen worden wäre."

Ob dieser Aussage mußte Mädeli lachen, und als der heimgekehrte Sohn dieses glockenhelle Klingen hörte, sah er auf, und geraume Zeit blieb sein Blick auf dem schmalen, feinen Antlitz des fremden Mädchens ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Stelldichein.

Komm! komm, da noch Rosen blühn
Draußen am Hag!
Komm, eh die Nebel ziehn
Ueber den Tag!
Noch ist so lau die Luft,
Horch, auch die Amsel ruft! —
Komm, weil noch Rosen blühn
Draußen am Hag! —

Bald — bald werden Stürme wehn
Ueber das Tal!
Und unsre Wälder stehn
traurig und kahl,
Und unsre Rosen sind welk und verblüht,
und unser Leben ist matt und verglüht —
— Und rauhe Stürme wehn
Ueber das Tal. —

Komm, laß uns wiedersehn!
Bald sinkt der Tag. —
Dort, wo noch Rosen stehn
Draußen am Hag
Klingt ein urewig Lied
Wie Lenz und Liebe flieht! —
Dort laß uns wiedersehn,
Draußen am Hag! —

Hermine Breisch.